

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 210 Bromberg, den 14. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Niemand spricht ein Wort. Die Erregung dieses Augenblicks ist zu groß.

Sam wird auf die Beine gestellt und die Treppe hinuntergeführt. Er schwankt ein wenig und zieht hinkend den Fuß nach, aber er sträubt sich nicht und fragt auch nicht, wohin man ihn führe.

Nun treten die vier Männer mit Sam aus der Tür und auf die Plattform der Freitreppe. Ein ohrenbetäubender Jubel braust ihnen entgegen. Sie wollen Sam die Treppe hinunterführen. Aber der Anblick dieses rachedurstigen Pöbels hat ihm die bisher bewahrte Fassung geraubt. Er brüllt vor Todesangst laut auf, wehrt sich plötzlich mit der Kraft der Verzweiflung, schlägt, tritt und beißt wie ein Rasender um sich. Und dann klammert er sich mit seinen harten Bauernfäusten so fest an die Ballustrade der Treppe, daß es unmöglich ist, ihn davon loszureißen.

Da späht Diane hinter sich in die Menge und erblickt einen halbnackten Neger, der vor Blutdurst aufheulend einen Knüttel schwingt. Mit einem Ruck reißt sie ihm das Ding aus der Hand und ruft durchs Gitter: „Monsieur Rabasa! — Attention! — Voilà!" Und sie wirft den Knüttel über das Gitter auf die Plattform, gerade den mit Sam ringenden Männern vor die Füße.

Schnell hebt ihn einer von ihnen auf, holt weit aus und zerschmettert mit einem Schlag Sams Unterarm. Die Finger der einen Hand lösen sich von der Balustrade. Der gebrochene Arm hängt schlaff am Körper herab. Ein zweiter Schlag bricht ihm den andern Arm.

Was nun folgt, ist nur noch das Werk von wenigen Sekunden: Die vier Männer schleifen den in Todesangst brüllenden Sam die Treppe hinab. Da das Portal wieder geschlossen ist, heben sie ihn vom Boden, schwingen ihn ein paarmal hin und her und schleudern ihn dann in hohem Bogen über das Gitter hinweg mitten in die tobende Menge, die ihn mit den bloßen Händen in Stücke zerreißt. —

Kurz darauf setzt sich ein grauenhafter Umzug in Bewegung: Allen voran marschiert eine scheußliche alte schwarze Hexe; auf der Stange, die sie so stolz trägt, als sei es eine Standarte, steckt Sams Kopf. Ihr folgen vier Burschen mit Stangen, an die man seine Gliedmaßen genagelt hat. Der Rumpf wird von ein paar Männern und Weibern an Stricken über das Pflaster geschleift.

Zu derselben Stunde, in der diese vertierte Horde die Straßen von Port au Prince durchzieht, landet das amerikanische Kriegsschiff „Washington" ein Detachement von Marinesoldaten; es ist nur der Anfang einer großen Aktion. Und damit ist es wieder einmal für lange Zeit mit der Freiheit der Neger-Republik Haiti zu Ende. —

Diane Touzard hat von ihrem erhöhten Beobachtungsposten aus noch gesehen, wie sich der Pöbel, einem Rudel hungriger Wölfe gleich, über Sam herstürzte. Dann hat sie wie nach einem endlich vollbrachten schweren Werk tief aufgeatmet, ist von dem Stein heruntergestiegen und hat sich darauf hingesetzt, ohne dem Vollzug der schauerlichen Lynchjustiz noch einen Blick zu schenken.

So hat Oliver sie gefunden, als es ihm endlich gelungen ist, sich zu ihr durchzudrängen. Mit ausdruckslosen Augen hat sie ihm entgegengesehen, hat sich dann, völlig apathisch und ohne ein Wort zu sprechen, von ihm zu einem Wagen führen und nach Hause bringen lassen. — — —

Nun steht Oliver vor seinem Onkel, der kurz vor ihm nach Hause gekommen ist.

„Ich wollte dir eine Mitteilung machen", beginnt er etwas zaghaft.

„So? — das trifft sich ja gut", erwidert Mister Sprink. „Auch ich habe mit dir ein ernstes Wort zu reden. Aber sprich du nur zuerst!"

Noch einen Augenblick zögert Oliver. Er sieht im Geiste wieder Diane vor sich, wie sie mit dem wutverzerrten Gesicht einer entmenschten Kannibalin die Menge zu der Bluttat aufhetzte, — wie sie den Knüttel über das Gitter schleuderte; und er schaudert noch einmal vor seinem Entschluß zurück. „Bin ich denn wahnsinnig!" geht es ihm durch den Kopf. „Diese blutdürstige Wilde soll ich zu meiner Frau machen?" Aber zugleich denkt er auch an sein Gelübde, das er am Morgen des vorhergehenden Tages getan, und er sagt mit fester Stimme:

„Ich wollte dir nur mitteilen, daß es mein unumstößlicher Entschluß ist, Diane Touzard zu heiraten. Es tut mir leid, wenn ich deinem Stolz damit eine schwere Kränkung zufüge; aber ich kann nicht anders."

Mister John Sprink sieht ihn starren Blickes an. Eine ganze Weile lang steht er so, ohne sich zu rühren. Dann hebt er mit einem Ruck die geballten Hände; es sieht aus, als wolle er sich in der nächsten Sekunde auf seinen Neffen stürzen, um ihn mit den Fäusten niederzuschlagen. Aber er läßt die Arme wieder sinken und sagt mit eisiger Stimme: „Scher dich aus meinem Hause! — Augenblicklich! — Es sei denn, daß du als Stiefelputzer hier bleiben und mit den andern zusammen hinten im Anbau schlafen willst. Nigger haben in meinem Hause nur als Bediente Platz."

Da wendet sich Oliver wortlos zur Tür. — — —

Als er bald darauf Dianes Zimmer betritt, richtet sie sich von ihrem Lager auf und blickt ihm gerade ins Gesicht. Aber sie hat noch immer dieselbe apathische, gleichsam versteinerte Miene.

Oliver geht auf sie zu, läßt sich auf den Rand ihres Lagers nieder und legt die Arme um ihre Schultern: „Diane, ich habe soeben das Haus von Mister Sprink für immer verlassen. Ich habe ihm gesagt, daß wir heiraten werden." Und leise, fast angstvoll, fügt er hinzu: „Das heißt... wenn du mich überhaupt noch willst."

Da löst sich ihre furchtbare Starrheit. Der harte und gefühllose Ausdruck ihrer Augen schwindet; ihr Blick wird sanft und weich wie früher. Es ist, als erwache sie aus einem unmenschlichen Irrwahn zu neuem menschlichen Fühlen. Und nun brechen heiße Tränen aus ihren Augen; endlich

kann sie wieder weinen. Aufschluchzend wirft sie die Arme um Olivers Hals: „Du — du, mein Einziger! Nun habe ich nur noch dich! — Oliver, verlaß mich nicht!"

„Nie, Diane! Nie, nie!" gelobt er inbrünstig und zieht sie zärtlich an sich.

15.

Trotz Olivers Mahnung, sich noch einige Tage Ruhe zu gönnen, bestand Diane darauf, schon am nächsten Tage die Reise zu dem Houmfort bei Goumas anzutreten. Ihre Großmutter sollte nicht durch fremde Menschen erfahren, was geschehen war. Doch dieses Mal sträubte sich Diane nicht gegen Olivers Begleitung. Es war ihr nun gleichgültig, ob ihre Mitbürger diese gemeinsame Reise bemerken und darüber klatschen würden. —

Es zeigte sich bald, daß Oliver mit seiner Warnung recht gehabt: Die Anstrengung des Rittes ging fast über Dianes Kraft. Nur mit äußerstem Willensaufwand konnte sie sich auf dem Pferde halten. Seit ihr Rachedurst durch die Lynchjustiz an Sam und Etienne gestillt war, kam kaum mehr eine Klage über ihre Lippen, aber desto heftiger tobte der Schmerz in ihrem Innern; und diese stumme Verzweiflung zehrte erst recht an ihren Kräften. Auch Oliver war der Anstrengung jetzt kaum gewachsen. Er litt noch unter den Folgen des Malariaanfalles, und die unerträglichen Gewissensbisse taten ein übriges, um ihn zu zermürben. —

Nach vier Tagen, der doppelten Zeit, die man sonst für diese Strecke benötigte, kamen sie endlich völlig ermattet bei Mama Zouzons Hütte an.

Die alte Wudupriesterin zeigte kein Erstaunen über diesen unerwarteten Besuch. Stumm zog sie Dianes Kopf an ihre Brust.

Erst als Diane mit ein paar wirren und stammelnden Worten den Versuch machte, ihre Großmutter auf die Schreckensnachricht vorzubereiten, sagte Mama Zouzon: „Laß nur, Kind, ich weiß, daß dein Vater nicht mehr lebt. — Es ist sechs Tage her, da hat es in der Nacht an die Tür meiner Hütte geklopft, und die Stimme meines Sohnes hat dreimal ‚Mutter' gerufen. Und als ich öffnete, war niemand draußen. Da wußte ich es."

„Aber du weißt nicht alles", sagte Diane ohne eine Bewegung in ihrem schmerzensstarren Gesicht. „Auch Joseph und André leben nicht mehr. Sie sind zugleich mit Vater ermordet worden."

Da verhüllte die Alte ihr Gesicht und tastete sich wortlos in ihre Hütte zurück.

Während der folgenden drei Tage ließ sie sich nicht sehen und nahm keinen Bissen zu sich.

Auch als sie endlich wieder zum Vorschein kam, richtete sie an Diane keine Frage über die näheren Umstände des Unglücks. Erst am Abend, als Diane schon zur Ruhe gegangen, rief sie Oliver zu sich vor die Hütte und befahl ihm, ihr die Ereignisse der drei Schreckenstage bis ins Kleinste zu schildern.

So mußte Oliver Barring die ganzen Gewissensqualen noch einmal im Geiste durchleben.

Als er zum Schluß seines Berichtes auch die Landung der amerikanischen Truppen erwähnte, fragte die Alte mit verhaltenem Zorn: „Wie dürfen deine Landsleute wagen, die Hauptstadt Haitis zu besetzen? Würdet ihr denn so etwas von einem anderen Volke dulden?"

„Sie wollen ja nur Ordnung schaffen," wich Oliver aus. „Haiti hat zurzeit keine Regierung."

„Mir scheint, das geht euch nichts an", fuhr Mama Zouzon auf. „Und wem's hier nicht gefällt, der kann ja unser Land verlassen."

Es schien Oliver unklug, die Wudupriesterin noch mehr zu erzürnen. „Ich möchte gern noch über eine andere Sache sprechen", lenkte er ab. „Diane und ich wollen heiraten."

„Davon reden wir später", erwiderte die Alte unfreundlich, erhob sich und verschwand mit einem kurzen „Gute Nacht!" in ihrer Hütte. —

Am andern Tag nahm sie Diane beiseite und fragte: „Du willst also einen Feind unseres Landes heiraten?"

„Er hat nichts gegen unser Land", erwiderte Diane etwas unsicher. „Und er sagt, daß die Regierung seines Landes nur Wohlwollen für Haiti empfinde. Auch hat mir Oliver versichert, die Soldaten gingen bald wieder weg."

„Und wenn sich zeigt, daß er gelogen hat?"

„Ich glaube, was Oliver sagt, und... ich liebe ihn."

„Dann tu, was dir deine Liebe befiehlt. Mögest du's nie bereuen. — Doch mir scheint es jetzt nicht an der Zeit, Hochzeit zu machen."

„Wir wollen natürlich noch einige Wochen warten."

„Dann bleibe wenigstens so lange noch bei mir. Laß mich alte Frau jetzt nicht allein in meinem Kummer."

„Wie du willst", stimmte Diane schweren Herzens zu.

Nach einer Pause bemerkte die Mamaloi bissig: „Er setzt sich in ein warmes Nest, der Weiße."

Diane bemühte sich, ihre aufsteigende Heftigkeit zu bemeistern. „Ich will nicht mehr in dem Hause wohnen. Auch Oliver ist die Nachbarschaft seines Onkels unerwünscht."

„Auch die Geschäfte deines Vaters sind ein warmes Nest."

„Es ist doch das Natürlichste, Großmutter, daß Oliver sie übernimmt und weiterführt."

„Dann muß er also bald in die Stadt zurück."

„Aber jetzt ruhen ja doch alle Geschäfte", wendete Diane ein, denn eine noch so kurze Trennung von Oliver schien ihr jetzt unerträglich.

Doch die Priesterin erklärte: „Hier kann er nicht mehr lange bleiben. Ich will bald einen großen Opferdienst abhalten, damit die Götter die Fremden schnell wieder aus dem Lande jagen. Davon braucht der Weiße nichts zu sehen. Es geht ihn nichts an."

Da wagte Diane nicht mehr zu widersprechen.

16.

Wenige Tage später trat Oliver allein die Rückreise an. Nach einem zweitägigen Ritt traf er müde und zerschlagen wieder in der Hauptstadt ein. Die gänzlich neue Lage, in die ihn die geplante Heirat versetzte, sollte ihm bald zum Bewußtsein kommen.

Mit der Sorge um eine Unterkunft begann es: Das behagliche Heim seines Onkels war ihm nun verschlossen, in die Touzardsche Villa zu ziehen, ging nicht gut an — schon wegen der Nachbarschaft von Mr. Sprink —, und die wenigen Hotels waren fast alle von Offizieren der Besatzungstruppen belegt oder für solche bestellt. Endlich mußte er mit einer jämmerlichen Kammer fürlieb nehmen, die man notdürftig als Schlafraum für ihn herrichtete; aber sie war wenigstens in einem der besseren Gasthöfe gelegen.

Am anderen Morgen schickte er einen Boten in die Villa Touzard und ließ Tristan ersuchen, die Geschäftsbücher seines verstorbenen Herrn zu bringen. Der alte Diener kam auch bald mit den Büchern, aber er wollte sie nicht in Olivers Händen lassen. Es bedurfte erst unzähliger Versicherungen Olivers, daß er in Dianes Auftrag handle, bis Tristan unwillig und mit sichtlichem Mißtrauen nachgab.

Diese Geschäftsbücher und ein Verzeichnis, das Diane von den Geschäftsverbindungen ihres Vaters für Oliver gemacht hatte, gaben ihm immerhin ein ungefähres Bild.

Napoleon Touzard hatte keinen eigentlichen kaufmännischen Geschäftsbetrieb gehabt. Er war Besitzer von fünf Häusern im Zentrum der Stadt gewesen, die er alle gut vermietet hatte. Er hatte ferner vier kleine Segelschiffe besessen, die teils unter haitischer, teils unter kubanischer Flagge fuhren und fast stets gut verchartert waren. Außerdem war er Mitinhaber eines Kaffee-Exportgeschäftes, einer Rumbrennerei, eines Restaurants und eines Kinos gewesen.

Wie aus den Büchern ersichtlich war, hatten das Restaurant und das Kino wöchentlich abgerechnet, und so beschloß Oliver, noch am gleichen Tage die Verbindung mit diesen beiden Teilhabern Napoleon Touzards aufzunehmen.

Der Wirt des Restaurants, ein in Haiti naturalisierter Syrier, empfing Oliver höflich und hörte seine Erklärungen mit einem süßen Lächeln an.

Dann aber schlug er verächtlich mit dem Handrücken auf die Vollmacht, die Diane für Oliver ausgestellt hatte, und sagte: „Was soll ich mit dem Wisch? Die Unterschrift ist nicht beglaubigt, außerdem ist Mademoiselle Touzard, soviel ich weiß, noch gar nicht mündig und geschäftsfähig. Darauf kann ich Ihnen also keine Gelder auszahlen. Warten Sie nur, bis wieder Ordnung herrscht und die Behörden wieder richtig in Betrieb sind. Dann wird sich schon alles finden."

Nun ging Oliver zu dem Kino. Es war von amerikanischen Matrosen bis auf den letzten Platz gefüllt. Er suchte den geschäftsführenden Teilhaber, einen fetten Neger, in seinem kleinen Büro auf, stellte sich ihm vor und fragte nach dem Gang der Geschäfte.

„Oh, die Einnahmen sind vorzüglich!“ erwiderte der Neger gut gelaunt. „Ich für meine Person habe keinen Grund, mich über die Ankunft der Amerikaner zu ärgern.“

Als Oliver aber nun erklärte, daß er gekommen sei, für Diane Touzard ihren Anteil am Verdienst der abgelaufenen Woche zu kassieren, wurde der Kerl frech: „Ach, so fängt's jetzt schon an!“ rief er. „Nicht nur über unsere Staatsgelder macht ihr Amerikaner euch her, — nun wollt ihr auch noch die Geschäftsleute ausplündern.“

Oliver wandte ein, daß es sich ja hier um eine ganz private Angelegenheit handle. Doch der Neger hörte ihn gar nicht mehr an und drängte ihn mit seinem dicken Wanst einfach hinaus. —

Es schien Oliver nun klar, daß er allein bei diesen Leuten nichts erreichen werde. Er machte sich also am nächsten Morgen auf, um sich mit Rechtsanwalt Leon Henriquez zu besprechen. Diane hatte gesagt, Oliver solle sich, wenn er nicht weiter wisse, an diesen Mann wenden, der seit vielen Jahren für ihren Vater alle Rechtsgeschäfte erledigt hatte.

Kurz vor dem Hause des Anwalts traf Oliver auf Edmond Giraud, Mr. Sprinks Prokuristen.

„Na Monsieur Barring, wie geht's Ihnen, seit Ihr Onkel Sie an die Luft gesetzt hat?“ fragte Giraud. Er zog bei dieser sonderbaren Begrüßung nicht einmal seinen Hut, sondern fürte nur den Zeigefinger zur Krempe. Und als Oliver sich diesen Ton verbitten wollte, fuhr der Prokurist fort: „Mit mir, der Ihre ersten Schritte hier in Port au Prince geleitet hat, können Sie doch offen reden. — Sie wollen also Diane Touzard heiraten? Jedenfalls, keine schlechte Partie, seit sie die alleinige Erbin...“

„Ich bin schon längst vor dem Tode ihres Vaters mit ihr heimlich verlobt gewesen“, unterbrach Oliver. „Ich muß Sie also dringend bitten, solche Anspielungen zu unterlassen.“

„Aber, Monsieur Barring“, lachte Giraud. „Weshalb regen Sie sich auf? Das ändert doch nichts an der Tatsache, daß Diane Tozuard eine gute Partie ist, — für Leute, die so vorurteilsfrei sind wie Sie.“ Und nun setzte dieser Haitianer, der trotz seiner hellen Haut durchaus nicht frei von Negerblut war, seiner Frechheit die Krone auf: „Ich für meine Person würde mich jedenfalls schämen, eine Schwarze wie Diane Touzard zu heiraten — und wenn sie Millionen hätte. — Aber das ist ja Geschmacksache. Also alles Gute für Ihre Ehe — und reichen Kindersegen!“ Giraud führte abermals den Finger zur Hutkrempe und ging, noch ehe Oliver eine Erwiderung fand, vor sich hin pfeifend weiter.

Für diesen Tag fühlte sich Oliver nicht mehr in der Stimmung, Verhandlungen zu führen. —

Erst am folgenden Tag suchte er Leon Henriquez auf. Der Rechtsanwalt, ein ziemlich hellhäutiger, pockennarbiger Mulatte, machte mit seinem abgefeimten Gesicht auf Oliver einen unangenehmen Eindruck. Doch seine Formen waren tadellos.

Er hörte Olivers Ausführungen aufmerksam zu, machte sich ein paar Notizen und sagte dann: „Die Vollmacht hat keinerlei Rechtsgültigkeit. Aber auch, wenn sie in Ordnung wäre... Hier in Haiti hängt alles von der richtigen Behandlung der Leute ab. Wenn man es mit den Leuten versteht, geht alles ganz schön, ohne Pedanterien, sozusagen auf Treu und Glauben. Im Bösen aber werden Sie nichts ausrichten. Das beste ist, Sie heiraten Mademoiselle so bald wie möglich, dann regeln sich die Fragen Ihrer Befugnisse ganz von selbst. Und einen Vormund braucht ihr das Gericht dann gar nicht mehr zu bestellen.“

„Aber um heiraten zu können, bedarf es doch wieder der Erlaubnis eines Vormundes!“ rief Oliver verzweifelt. „Und ein Vormund kann erst bestellt werden, wenn die Behörden wieder arbeiten! Das sind ja heitere Zustände!“

(Fortsetzung folgt.)

Ich habe einen Garten!

Humoreske von **Ludwig Waldau.**

Das heißt: ich will ihn wieder verkaufen. Zu jedem annehmbaren Preise. Ich trau' mich nämlich nicht mehr hinein in meinen Schrebergarten. Warum? — Das kam so:

Meine Frau fand eines schönen Tages, daß mein sterbliches Gehäuse immer mehr dem Aussehen einer Käsestulle ähnle. Der zu Rate gezogene Arzt bestätigte natürlich galanterweise diese erhabene Diagnose und riet zu körperlicher Arbeit, zu hacken, umgraben, säen, jäten, ernten. Meine Frau kaufte deshalb kurzerhand — natürlich von meinem schönen Geld — einen sogenannten Schrebergarten. Jott, wen, den; „janz weit draußen“. Drei Viertelstunden Weges. Ich brauchte allerdings gewöhnlich zwei bis vier Stunden, denn der Weg zum Garten war mit guten Kneipen gepflastert. Doch das nur nebenbei.

Als ich das erste Mal nach abgeschlossenem Kauf solo in meinem Garten landete, wußte ich ja eigentlich nicht, was ich da sollte. Gott ja, in der Laube saß es sich ja ganz nett — aber sonst? Wachsen tat's doch von allein. Langweilige Geschichte, so 'n Garten. Aber ich wurde bald eines Besseren belehrt.

Der Herr Nachbar zur Linken guckte übern Zaun und meinte tadelnd, daß es ihn zwar nischt anginge, aber soo könnte doch mei Garten nich liegenbleiben. Ich mißte doch nu endlich mal umgraben und was pflanzen und so. Und Kartuffln, das wärsch 's rentabelste. Ich sollte mich aber dzune halten, sonst täte nischt mehr draus wärn. Dann spuckte er mir noch in kühnem Schwunge seinen Priem auf meine helle Weste, sagte: „Nischt fier ungutt!“ — und ging.

Der Nachbar zur Rechten hatte scheinbar bloß so lange gewartet; dann kam er 'ran an den Zaun und meinte warnend:

„Sie — was hat der gesagt? Kartuffln? Nee, Sie, lassen Se sich bloß nich von dem veralbern! Kartuffln, nee, Sie, die kommen Sie hier nich fort! Der denkt, weil er damit 'neingefallen is, da könn'n andre ooch damit 'neinfliegen. Sie, legen Se sich bloß nich uff Kartuffln! Nee! Sellrie missn Se baun! Sellrie — nischt wie Sellrie! Der gedeiht und is sehr gesund!“

Der dritte Nachbar warnte mich jedoch wieder vor Sellerie und empfahl mir nun Zwiebeln, „nischt wie Zwiewln“, der vierte riet mir jedoch energisch von Zwiebeln ab und zu Beerensträuchern zu. Und so ging es weiter, bis mich langsam die Wut packte. So was Albernes! Was ging denn die Menschen überhaupt mein Garten an?! Ich konnte doch pflanzen, was mir beliebte! Ja, ja, „es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem ‚lieben' Nachbar nicht gefällt“. Na, warte nur!

Als ich am anderen Morgen anfing, in meinem Garten umzugraben, kam mein Nachbar zur Linken wieder an den Zaun:

„Na, hamm Se sich's ieberlegt? — Was wolln Sie denn nu anbaun?“

Da ging ich zu ihm 'ran und flüsterte ihm geheimnisvoll zu:

„Etwas ganz Feines! Hochstämmige Bratkartoffeln!“

Der Mann zuckte zusammen.

„Waa—as?“

„Hochstämmige Bratkartoffeln!“ wiederholte ich triumphierend. „Habe schon große Aufträge darauf vorliegen. Nach Amerika. Der Waggon dreitausend Dollar. Sache! Was?“

Stieren Auges wankte der Nachbar vom Zaun. Zwei Stunden lang saß er dumpfbrütend in seiner Laube. Dann entfernte er sich, leise vor sich hinschimpfend.

Auch der Nachbar zur Rechten kam.

„Na, hamm Se sich's ieberlegt? — Was wolln Sie denn nu anbaun?“

Ihm flüsterte ich wieder geheimnisvoll zu:

„Etwas ganz Feines! Spalier-Camembert!“

Der Mann erbleichte sichtlich.

„Waa—as?“

„Spalier-Camembert!“ wiederholte ich nun triumphierend. „Habe schon große Aufträge darauf vorliegen. Die Flasche acht Mark siebzig! Sache! Was?“

Mit blödem Grinsen schlich der Mann in seine Laube und stierte ins Blaue. Erst gegen Abend erholte er sich und ging langsam heim.

Dem dritten Nachbar, der mir Zwiebeln ans Herz gelegt hatte, erzählte ich begeistert, daß ich aus meinem Garten eine Quarkanlage machen würde. Die Polizei, die sich ja bekanntlich um jeden Quark kümmere, hätte mir schon im Voraus die gesamte Ernte bis 1935 abgekauft. Ja, wenn schon — denn schon! Nur die Intelligenz schaffe es heutzutage noch.

Was ich den anderen Nachbarn noch alles aufgetischt habe, weiß ich nicht mehr genau; doch auch sie schlichen samt und sonders wie die begossenen Pudel von meinem Zaun. Und ich hatte Ruhe.

Doch als ich eines Tages im letzten Abendsonnenstrahl eben stillvergnügt meinen Spaten wegstelle, knarrt hinter mir die Gartentür. Herein schreiten finsteren Blicks meine Nachbarn. Mir wurde, als wenn ich auf zwei Pfund Pflaumen drei große Pilsener getrunken hätte. Es waren fünf große, starke Männer, die bequem mit Vierpfundbroten Skat spielen konnten. Sie umringten mich unangenehm zutraulich.

„Wissn Sie, was wir wolln?“ knurrte drohend mein rechter Nachbar. „Mir wolln uns bloß das Rezept holen zum Anbau von hochstämmigen Bratkartoffeln, von Spalier-Camembert, zu eener Quark-Plantage — und 'ne Diete Karnickelsamen und ä paar Mettwurschtabsenker! Los! 'raus dormit!“

„Aber meine Herren...!“, begann ich schüchtern.

Da schüttelten sie heftig mit dem Kopfe, aber mit meinem, denn schon hatten sie mich gepackt. Dann ließen sie mich mit dem Kopfe zuerst eine ganze Weile in die Regentonne gucken und setzten mich „zum Trocknen“ aufs frischgeteerte Dach meiner Laube.

„So! Bis Ihre hochstämmigen Bratkartuffln so hoch sind wie de Laube, werdn Sie woll trocken sein!“

Erst als es finster war, konnte ich von der Laube 'runter denn meine Hose mußte ich oben lassen. Der Teer ließ sie nicht mehr fort.

Jetzt verkaufe ich natürlich meinen Garten. Wer will ihn? Ich mach's billig!

Frau Rat.

(Zu ihrem 125. Todestag am 13. September 1933.)

Von Dr. **Karl Rügheimer.**

Das heilige Wunder des Muttertums, das selbstlose Sorgen und Schaffen sind wir gewohnt, in jenen Frauen besonders gültig verkörpert zu sehen, die einem großen Mann, einem Dichter oder Helden, das Leben schenken und seine Jugend umhegen durften. Aber kann man denn das mütterliche Werk nach dem stolzen oder bescheidenen Lebensweg des Sohnes einschätzen? Hätte etwa Frau Klara Hitler ihren Buben selbstloser lieben können, wenn sie gewußt hätte, er werde einmal Führer aller Deutschen sein? Hat Katharina Elisabeth Goethe ihren Wolfgang vielleicht darum so umhütet, weil sie dachte, es werde von seinem Dichterruhm einst auch auf sie ein Abglanz fallen? — So geschieht es nur der leichteren Erkenntnis wegen, daß wir die Mütter berühmter Männer immer wieder mit besonderer Aufmerksamkeit beobachten. Mutterliebe läßt sich nicht abstufend messen, aber das Leben des Dichters und Helden liegt so deutlich vor uns, daß wir leichter die Bedeutung des mütterlichen Wirkens erkennen mögen, das dem ruhmvollen, heldischen Leben seine erste Richtung gab.

Und noch eine zweite ehrfurchtgebietende Erkenntnis mag uns die Gestalt der Dichter- und Heldenmutter leichter lehren: Nicht weniger als der Gatte ist auch die Frau Trägerin alles Guten und Üblen, was der Mensch aus dem Blut seiner Ahnen als Erbe übernimmt. Sie ist, ohne sich dessen bewußt sein zu müssen, Hüterin des ewigen Lebens und ist es oft noch mehr als der Mann, der über der Kühnheit seiner Tat und seines Werkes zuweilen den übergeordneten Wert des Weiterlebens im nächsten Geschlecht vergessen kann. Die Gestalt der Frau Rat Goethe, deren 125. Todestages wir am 13. September gedenken, zeigt uns alle diese Züge des Muttertums in besonderer Klarheit. Die hohen Geistesgaben des Dichterfürsten sind ihm nicht so sehr von der väterlichen Linie als von den Ahnen mütterlicherseits überliefert worden. Immer wieder waren es, wenn man die Ahnentafel verfolgend nach dem Rätsel seiner Herkunft forscht, die Frauen der mütterlichen Sippe, die hohe geistige Veranlagung in des Dichters Familie hineingetragen haben. Die Männer, der Großvater, die Urgroßväter entstammen immer wieder dem Handwerkerstand; Hausknecht, Schneider, Bäcker sind die Berufe ihrer Vorfahren. Von der Mutter her dagegen rollt das Blut alter Gelehrtenfamilien in des Dichters Adern.

Auch die Gestalt der Frau Rat Goethe selbst, der Tochter des Stadtschultheißen Textor, des mächtigsten Mannes in Frankfurt, zeichnet sich durch alle die hervorstechenden Eigenschaften aus, die der Dichter mit so vielen Menschen der mütterlichen Ahnenreihe teilt: die starke Vorstellungskraft des Auges, die Freude am Derb-Anschaulichen, an Licht und Farbe, das Schildernde und Bildnerische der Darstellung. Noch als Sechs- und siebzigjährige, ein Jahr vor ihrem Tode, bekennt des Dichters Mutter mit fröhlichem Selbstbehagen, „diese Gabe, die ihr Gott gegeben, sei eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in ihr Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheiten und Märchen... Sowie ich in einen Zirkel komme,“ setzt sie hinzu, „wird alles heiter und froh, weil ich erzähle.“ Die alte Frau merkte wohl, wie in solchen frohen Bekanntenkreisen „ein großer Teil seines Ruhmes und Rufes auf sie zurückfiel“, sie ließ es gerne geschehen, wenn ihr fürstliche und bürgerliche Freunde versicherten, man sähe es ihr an, daß Goethe ihr Sohn sei. Aber zu keiner Zeit rechnete sie es sich zum Verdienst an, die Mutter eines Großen zu sein. Sie selbst schreibt in einem Brief, „sie habe nicht das Allermindeste beigetragen zu dem, was ihn zum großen Manne und Dichter gemacht. Sie wisse wohl, wem das Lob und der Dank gebühre; denn schon bei der Bildung des Sohnes im Mutterleibe sei alles im Keime in ihn gelegt worden, so gebe sie Gott die Ehre, wie das recht und billig sei.“ Immer bewahrte sie ihre schlichte Einfachheit, ihre gesunde und kraftvolle Naivität; im gleichen schicklichen und herzhaften Tone verkehrte sie mit fremden Fürstlichkeiten und alten Nachbarsleuten. Schöngeistiges, literarisches Gehabe an Frauen war ihr zuwider. Als die berühmte Frau v. Staël bei ihrer Durchmusterung Deutschlands auch in Frankfurt weilte, fühlte sich die Frau Rat gedrückt — so schreibt sie dem Sohn —, als wenn ihr ein Mühlstein um den Hals hinge. „Was will die Frau von mir?“ fragt sie. „Ich habe in meinem Leben kein ABC-Buch geschrieben, und auch in Zukunft wird mich mein Genius davor bewahren.“

Das hindert die mütterliche Frau aber nicht, den kühnen Geistesflug ihres Sohnes mit stets lebendigem Verständnis zu verfolgen. Sie fühlte sich in sein Wesen ein, auch wenn sie es nicht verstandesmäßig erfassen konnte. Sie hielt ihm — und gerade das macht ja erst die echte Mutterliebe aus — auch die Treue, wenn andere an ihm irre wurden und seine Absichten mißverstanden. Und oft genug, wenn die strenge Hand des väterlichen Erziehers allzu schwer auf dem Knaben lag, griff auflockernd und erleichternd das „Mütterlein“ ein. Bemühte sich der Vater, den Knaben zu steter, strenger Sammlung und methodischer Ordnung zu erziehen, kam es ihm auf den Zusammenhang, auf die stete Beharrlichkeit an, so war die um zwei Jahrzehnte jüngere Mutter das Vorbild, wie man ausströmt nach allen Seiten, wie man Fesseln sprengt und fliegt und schwebt. Ihr sprangen alle Türen, die dem strengen, grüblerischen Sinn des Gatten siebenfach verschlossen waren, von selber auf. Sie lehrte den Sohn, aus der festlichen Fülle der Welt mit vollen Händen zu schöpfen, willig vom Strom des Lebens sich tragen zu lassen und immer aufs neue nach Wellenzügen zu spähen, die noch voller strömten und noch heiterer glänzten. Sie erzählte dem Kinde die ersten Märchen, die wiedererblühend und weiterwachsend die junge Phantasie erfüllten. Sie wußte dem reifen Mann noch manchen biederen Rat zu geben, ein neues Werk zu loben oder vor den „menschenfeindlichen“ lateinischen Lettern zu warnen, welche die Niederen und Geringen abschrecken müßten, die doch auch an den Schätzen der Kunst Anteil haben sollten. — So liegt eine tiefe Wahrheit darin, wenn der Dichter dem Vater die gediegenen sittlichen Richtlinien seines Lebens zuschreibt, der Mutter aber die ganze ursprünglich quellende Schöpferkraft seines Wesens;

Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterlein die Frohnatur, die Lust zu fabulieren.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.